SITTEN UND GEBRÄUCHE EINIGER URVÖLKER SÜD- UND SÜDWESTCHINAS[a]

VON DR. GUSTAV FOCHLER-HAUKE

In Süd- und Südwestchina leben noch heute viele Stämme einer uralten Rasse, die schon vor den Chinesen sich in Südostasien ausgebreitet hatte. Im ganzen mögen es noch ungefähr 10 Millionen Menschen sein, die, auf kleinere und größere Stammesvölker verteilt — von denen nur die wichtigsten, wie die Miau, Lo-lo, Mo-so, Tschun-gia, genannt seien —, in den nördlichen Teilen Kuangtungs, in Kueitschou, Kuangsi, Yünnan und Szechuan in den abgelegenen, wilden und unwegsamen Gebirgsgegenden leben. Es ist noch nicht einwandfrei festgestellt, von wo diese Völkchen ursprünglich eingewandert sind, aber soviel ist sicher, daß sie schon vor Ausbreitung des Chinesentums über das eigentliche China dort ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, die sich einst von Anhui und Südkansu bis nach Kuangtung erstreckten. Sie wurden jedoch im Verlaufe der letzten zweitausend Jahre von den Chinesen immer weiter nach dem Süden und Westen, in die Gebirge zurückgedrängt und sind in letzter Zeit auch in diesen Rückzugsgebieten immer mehr in eine unhaltbare Lage gekommen, da sich ihre zwar beachtliche Kultur, die viele chinesische Einflüsse eingebaut hat, gegenüber der ungleich höheren chinesischen Kultur doch nicht zu behaupten vermag. Ihre Feldbewirtschaftung ist noch im wesentlichen auf der Stufe des Hackbaues stehengeblieben und damit zu einem Großteil der Frau vorbehalten. Die Männer widmen sich der Jagd, dem Fischfang und Fehden. Mutterrechtliche Verhältnisse überwiegen, wenn auch von den Chinesen manche patriarchalische Lebensformen übernommen wurden. Manche Stämme haben auch von den Chinesen den Pflug übernommen, aber die meisten bearbeiten das Feld nur mit der Haue, so vor allem beim Trockenreisbau, während sie beim Sumpfreisanbau gewöhnlich den nach den ersten Monsunregen aufgeweichten Boden durch die Büffel zerstampfen und für das Pflänzchen-Aussetzen vorbereiten lassen. Brandrodekultur ist vielen dieser Stämme eigen, d. h. sie roden und verbrennen den Wald nach einer bestimmten Anzahl von Jahren, bebauen dann den mit Asche gedüngten Boden, um ihn nach einer gewissen Zeit wieder aufzuforsten. Die Geldwirtschaft ist ihnen erst durch die Chinesen bekannt geworden; sie haben noch vielfach ein Mißtrauen gegen sie und bevorzugen den Tauschhandel. Ihre Wohnsitze, kleine und ärmliche Dörfer oder alleinstehende Hütten, befinden sich weitab von den chinesischen Siedlungen, gewöhnlich über diesen in den oberen Tälern und an deren Hängen, und sind nicht selten nur auf mühseligen Pfaden, über Schluchten und Wildbäche zu erreichen. Die Hütten sind bald aus Holz oder Stein, manchmal auch aus Ziegeln, oft aber aus Stroh, Schilf und Zweigen und mancherorts auf Pfahlrosten erbaut. Wasserbüffel und Hühner sind die bevorzugten Haustiere. Nur einmal in der

[a] Die Ausführungen entstammen eigenen Beobachtungen in Südchina und Mitteilungen von anderen — darunter vor allem A. Jamieson —, die schon jahrzehntelang unter diesen Völkchen leben.

Woche oder zu bestimmten Markttagen steigen sie in die chinesischen Dörfer und Städte hinab, um dort die kargen Erzeugnisse ihres Bodens — meist recht unvorteilhaft — gegen allerlei Gebrauchsgegenstände einzutauschen. Viele dieser Miau-Stämme sind bis jetzt unabhängig geblieben, leben in Feindschaft mit den Chinesen, andere haben sich oder wurden unterworfen, genießen eine gewisse Selbstverwaltung und werden von Häuptlingen — in Kueitschou „Tu-mu" oder „Tu-si" genannt — regiert, die den chinesischen Behörden verantwortlich sind. Diese Selbstverwaltung ist für manche Stämme nicht gerade ein Glück zu nennen, da viele der Häuptlinge degenerierte, verweichlichte Menschen sind. Die Chinesen setzen das Radikalzeichen „Hund" oder „Tier" vor das phonetische Element der Namenschreibung dieser Völker, was wohl teils Verachtung ausdrücken mag, teils aber die Annahme eines totemistischen Ahnherrn — gemäß der Stammessage dieser Völker — darstellt. Alle diese Stämme, die früher viel weiter voneinander getrennt wohnten, durch die Chinesen aber in den Rückzugsgebieten eng aneinandergedrängt wurden, unterscheiden sich natürlich auch untereinander in Sprache, Sitten und Gebräuchen stark, leben häufig feindlich miteinander und vermeiden Mischheiraten von Stamm zu Stamm. Dagegen sind Mischheiraten mit den Chinesen, und zwar Heiraten von Stammesfrauen mit chinesischen Händlern, Beamten und Bauern, zahlreich[a]. Die wunderschön gestickten Kleider, die früher von Männern und Frauen, heute nur von letzteren und oft gar nicht mehr getragen werden, haben durch Art und Farbe der Bestickung manchem Stamme den Namen gegeben, wie: Schwarze-, Farbige-, Blumige-Miao. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß alle diese Stämme infolge Vermischung und Angleichung an chinesische Sitten in nicht allzu langer Zeit im Chinesentum völlig untergegangen sein werden. Deshalb sollen auch hier einige seltsame, der Aufzeichnung werte Sitten und Gebräuche angeführt werden.

Eigenartig sind die Verlobungs- und Heiratssitten. Viele hundert Tage stricken die Mädchen an ihren Brautkleidern und an den sackartigen Tüchern, in denen sie später ihre Kinder tragen. Ihr Schmuck als Bräute und Frauen ist reich und besteht aus Armbändern, Ringen und Halsketten und aus eigenartigen Haaraufsätzen. Manche Braut trägt Silberschmuck, der mehrere Pfunde wiegen mag. Diese Ringe und Ketten sind jedoch nicht nur Schmuck allein, sondern sie bedeuten Mitgift und später in der Familie gewissermaßen das Vermögen, denn diese Stämme betrachten als beste Vermögensanlage Schmuck. Räuber, deren es nicht wenige gibt, werden es fast nie wagen, die Frauen anzugreifen und ihnen den Schmuck zu entwenden, denn er scheint Tabu zu sein.

Die Anknüpfungsversuche der heiratslustigen jungen Leute geschehen bei den Schwarzen Miau auf dem einfachen Dorfplatze, der meist aus gestampftem Lehmboden oder aus einer Grasfläche besteht und rings von Schuppen und Hütten aus Holz, Lehm oder Matten umgeben ist. Bezeichnend für die mutterrechtlichen Zustände ist die große äußere Freiheit, deren sich Mädchen

[a] Siehe G. Fochler-Hauke, Chin. Kolonisation, Zeitschr. Ges. f. Erdkunde 1933.

und Frauen dieser Stämme im Gegensatz zum patriarchalischen Chinesentum erfreuen. An gewissen Tagen erscheinen nun die Burschen und Mädchen, letztere festlich geschmückt, auf dem Dorfplatze, um dort ihre Wahl zu treffen. Die Burschen tragen die süßtönende „Lu-seng" mit sich, ein häufig mehrere Meter großes Holzblasinstrument, und beginnen nun mit Gesang und Spiel um die Gunst des von ihnen ersehnten Mädchens zu werben. Sie besitzen in ihrem Vortrag eine erstaunliche Begabung und geben Zeugnis von einer romantischen Einbildungskraft. Meist beginnen sie mit der Schöpfungsgeschichte, schmücken sie aus und erzählen wohl, welch ungeheurer Zeiträume es bedurfte, ehe es möglich war, solch ein schönes und reichgeschmücktes Mädchen hervorzubringen. Die Mädchen bleiben nicht stumm, sondern haben immer witzige und schlagfertige Antworten bereit und beweisen sich nicht selten darin ihren Bewerbern überlegen. Oft kommt es zu heftigen Gefühlsausbrüchen zwischen Nebenbuhlern, aber diese Gefühlsströme entladen sich — zumindest auf dem Dorfplatze — nur in Liebes- und Zornesliedern. Viele Tage werden diese Zusammenkünfte wiederholt, bis die jungen Leute miteinander vertraut geworden sind und das Mädchen seine endgültige Wahl getroffen hat. Ihren erwünschten Liebhaber weiß das Mädchen wohl zu ermutigen, indem sie ihm Verse zuruft wie:

„Ein Liebhaber brav und wahr, dessen Kunst
zu gewinnen weiß des Mädchens Gunst"

oder aber die Angesungene weist zornig einen Störenfried und unliebsamen Bewerber mit Worten zurück wie:

„Der elendeste Wicht, der je gekommen
Und des Mädchens Zorn mit sich genommen."

Die Eltern haben bei dieser eigenartigen Brautwerbung nichts mitzureden. Hat ein Mädchen seine Wahl getroffen, so macht es davon der Mutter Mitteilung, der Bräutigam bringt Geschenke — Schmuck und Haustiere —, die Familie ladet zu einem Festschmaus ein, und die Heirat ist damit vollzogen.

Bei den Tschun-gia in Süd-Kueitschou und Yünnan wählen die Mädchen ihre Männer mit einem farbigen Balle. Die Burschen versammeln sich in einer Runde um das werbende Mädchen. Die Heiratslustige wirft einen Ball hoch und verlobt sich dem Burschen, der ihn fängt. Es versteht sich, daß sie den Ball so wirft, daß ihn der von ihr erwünschte Werber auffangen kann. Oft wird auch der Wurf nicht anerkannt und wiederholt, wenn das Mädchen mit dem Ballfänger nicht zufrieden ist. Auch bei den Tschun-gia erfolgt anschließend meist noch ein gesanglicher Wettstreit. Nach der Wahl wird der Hochzeitstag von der Mutter der Braut festgelegt, und viele Gäste werden geladen. Die Braut sucht einigemal das Haus der Eltern ihres Bräutigams auf, nimmt aber dort nie Speisen zu sich. Das Hochzeitsfest selbst dauert mehrere Tage und ist mit Schmausen und allerlei Spielen und Gesängen ausgefüllt. Knapp vor dem Ende des Festes entweicht die junge Frau ihrem Mann, und dieser muß sie nun aufsuchen und in sein Haus bringen, was manchmal gar nicht leicht ist. Die jungen Frauen halten sich bei Bekannten oder Verwandten auf, fliehen immer

wieder, wenn ihr Ehemann sie aufgespürt hat, und kehren, wenn es diesem nicht gelingt, sie zu fangen, erst nach einem Jahre freiwillig zurück, um die Pflichten der ehelichen Gemeinschaft zu übernehmen.

Bei den Tsching- (oder Krähenfarbenen-) Miau in Mittel-Kueitschou tragen die verheirateten Frauen spitze Körbchen auf dem Kopfe, über die sie das Haar kämmen, um es mit Bändern und schmalen Stäbchen fantastisch zu schmücken. Früher durften hier die Mädchen nicht vor dem dreißigsten Jahre heiraten. Auch bei den Tsching wählen die jungen Mädchen allein ihren Ehepartner, aber besondere Verlobungsbräuche sind nicht mehr erhalten. Nach dem Hochzeitsfest kehrt die junge Frau wieder in das Haus ihrer Eltern zurück, um einen besonders glücklichen Tag für den endgültigen Einzug in das Haus ihres Mannes abzuwarten. Als besonders günstig werden die Tage angesehen, die dem Drachen oder dem Hunde geweiht sind. Befreundete junge Mädchen bringen dann Geschenke und begleiten die junge Frau in ihr zukünftiges Heim.

Die Sway-si-Miau in Kueitschou schlachten für das Hochzeitsfest eine Kuh, trinken aber beim Festmahle nur die Fleischbrühe, während sie das Fleisch selbst teils den Geistern opfern, teils den Gästen mit nach Hause geben. Die Braut geht vor dem Mahle zu den im Kreise sitzenden Gästen und wäscht ihnen die Füße, während diese ihr Geschenke reichen müssen. Ist ein Geizhals unter ihnen, der nichts geben will, dann schwärzt ihm die Braut Gesicht und Füße, und er darf sich nicht eher reinigen, als bis er ihr ein Geschenk gereicht hat.

Die Tschun-gia gelten als besonders gute Jäger. Sie waren in vergangenen Jahrhunderten, als die Tiger in Südchina noch häufiger waren, als Tigertöter berühmt. Es wird erzählt, daß sie oft mit Stöcken und Messern die Tiger angingen. Heute jagen sie größere Tiere mit schlechten Flinten, die sie entweder selbst anfertigen oder von chinesischen Händlern eintauschen. Vergiftete Pfeile spielen aber noch immer eine große Rolle beim Jagen und Erlegen mancher wilden Tiere. In die Nähe eines Köders legen die Tschun-gia geschickt eingespannte, vergiftete Pfeile, die in dem Augenblick, da das Raubtier den Köder erfaßt, aus größerer Entfernung durch Bastschnüre zum Vorschnellen gebracht werden und in den Leib des Tieres sausen. Wettschießen mit den einfachen Flinten ist sehr beliebt. Besonders ein Kunststück wird immer wieder versucht. Sie legen ein 1 bis 2 Meter langes hohles Bambusrohr waagrecht über einen hohen Rahmen und verkleben das dem Schützen entgegengesetzte Ende mit einer Papierscheibe. Aus einer bestimmten Entfernung wird nun versucht, die Papierscheibe zu durchschießen, ohne das Rohr zu verletzen oder aus seiner Lage zu bringen.

Vernichtung des Feindes durch Vergiftung — vor allem der chinesischen Siedler — soll nach chinesischen Berichten oft vorkommen. Doch ist es wahrscheinlicher, daß die chinesischen Kolonisten an Sumpffieber erkranken und daß sie ihre Erkrankung absichtlich den feindlichen Stämmen zuschreiben. Von den Tschun-gia wird gesagt, daß sie am fünften Tage des fünften Monates

giftige Insekten sammeln, diese in einen Krug werfen und darin so lange halten, bis sie sich gegenseitig vernichtet haben. Wenn man nun die Insekten zerstampft, soll das mit Wasser gemischte Pulver ein unbedingt tödliches, aber sehr langsam wirkendes Gift ergeben, das in die Speisen oder in das Brunnenwasser der Feinde gemischt wird.

Neben verschiedenen Wurzelsäften, die als Brechmittel wirken, wissen die Dorfmedizinmänner noch andere „Heilmittel" anzugeben, wie: „Grabe ein Loch in die Erde und erwärme es durch offenes Feuer, setzte den Vergifteten in dieses Loch auf einen erhitzten Stein und verwunde ihn mit einem Tonscherben. Springt eine kleine Schlange aus der Wunde, dann ist das Gift entflohn, und der Kranke wird genesen." Oder (als Vorbeugung): „Wenn die Hühner im Hause aufgeregt umherflattern, dann ist der giftige Dämon an seinem finsteren Werke. Begrabe Reis an der nächsten Wegkreuzung und fliehe für einige Zeit, dann wird sich der giftbringende Dämon selbst zerstören." Die Frage der Krankenheilung ist überhaupt mehr eine kultische als eine medizinische Angelegenheit, und die Missionare, die helfen wollen, haben es nicht leicht, mit den Vorurteilen der Eingeborenen fertig zu werden. Als Krankenbeschwörer wirken die Dorfmedizinmänner und auch alte Frauen. Je nach der Gefährlichkeit der Krankheit richtet sich die Höhe und Art der Opfergaben — meist Hühner, Getränke, Reis, Gemüse und Silber —, mit denen die Geister versöhnt werden müssen. Natürlich holen sich die Geister ihre Versöhnungsgaben in der Hütte des Medizinmannes, die sehr oft die stattlichste des ganzen Ortes ist.

Die Religion aller dieser Völker ist animistisch, doch haben hier und da auch Kultgebräuche höherer Religionen Eingang gefunden. Auch das Christentum ist schon in diese entlegene und wilde Welt eingedrungen. Den Tschun-gia gelten als besonders heilig: Flüsse, Berge und Bäume. Am dritten Tage des dritten Monates (in unserem April) schließen sie alle Hütten, umgeben ihre Felder mit weißen Papierketten und lassen das Vieh frei grasen. An diesem Tage darf im Dorfe kein Feuer unterhalten und keine Speise genossen werden. Alle Bewohner gehen auf einen Berg in der Nähe des Ortes, auf dem ein ihnen besonders geheiligter Baum steht. Kein Wort darf von Sonnenauf- bis untergang gesprochen werden. Lau-mo, der Zauberer, gräbt eine Riesenpfanne und Küchengeräte, die im Vorjahre an einer nur ihm bekannten Stelle vergraben worden waren, aus und entfacht das Feuer für die ganze Dorfgemeinde. Dann wird ein Ochse geschlachtet und ein festliches Mahl bereitet, das im Schatten des Baumes schweigend eingenommen wird. In tiefem Schweigen gedenkt man dann bis Sonnenuntergang des großen Naturprinzips, als dessen Sprößlinge sich alle betrachten. Alle übriggebliebenen Speisen werden sodann verbrannt und die Geschirre von Lau-mo wieder vergraben. Nach dem Sinken der Sonne begann in früheren Jahren ein seltsames Treiben, das die ganze Nacht hindurch währte und von Sinnlichkeit durchbraust war. Niemals durfte dieser Nacht je Erwähnung getan noch erzählt werden, was in ihr geschehen. In der letzten Zeit haben die chinesischen Behörden und die Missionare dieses

Fest verboten. Unter den geheiligten Bäumen errichten die Tschun-gia kleine Holztempel zu Ehren ihrer alten Helden Sun Peng und Ma Wu, die sie vor mehr als tausend Jahren aus den östlichen Provinzen Chinas nach Kueitschou geführt haben sollen. An diesen Tempeln verbrennen sie nach chinesischer Sitte Papiergeld. Wer sich je unterfängt, die alten Stammesbäume umzuschlagen oder zu beschädigen, der hat sein Leben verwirkt. Vernichtet ihn nicht sofort der beleidigte Geist, so wird er von der Bevölkerung selbst gerichtet. Fremde, die früher an dem Frühjahrsfest die weißen Papierstreifen übertraten, waren des Todes, denn sie wurden gebunden in die reißenden Flüsse geworfen. Eine Schlingpflanze, die als „Krähenstrauch" bezeichnet wird, übt einen starken Bann auf die Tschun-gia aus. Verbrecher, die man mit dieser Pflanze umwindet, beginnen am ganzen Körper zu zittern und gestehen ihre Schuld.

Eine eigenartige, tiefsinnige, aber grausame Sitte wurde in letzter Zeit von den Chinesen unterbunden. Es war das Frühjahrsfest, das von den Tschun-gia am 15. Tage des zweiten Monates gefeiert wurde. Frühmorgens vor Sonnenaufgang versammelten sich an diesem Tage die erwachsenen Männer zweier Nachbardörfer auf einem eigens dazu bestimmten Felde und begannen gegeneinander einen furchtbaren Steinkampf, der erst endete, wenn ein Mann zu Tode getroffen niedersank. Frauen und Kinder durften während des Kampfes die Hütten nicht verlassen und erst an der nachfolgenden Feier teilnehmen. Der im Steinkampf Getötete wurde in einem offenen Feldfeuer bei Sonnenaufgang verbrannt und seine Asche an alle Feldbesitzer gleichmäßig verteilt. Unter feierlichen Vorkehrungen wurde dann diese Asche über die frischbestellten Felder gestreut. Diese Zeremonie sollte nichts anders bedeuten als das Verbundensein mit der Erde, als deren Kinder sich die Tschun-gia fühlen, in deren Bann sie stehen, der sie opfern, damit sie ihnen gnädig bleibe und die Saat voll erblühen lasse. Wenn an diesem Tage ehedem ein Fremder in die Dörfer kam, so bewirtete man ihn schweigend. Sobald er aber das gastliche Haus verlassen hatte, wurde er von rückwärts mit einem Stein getötet. Doch verbrannte man seinen Leichnam nicht, denn er war sündig. Der Gast hatte die Sitte verletzt. Eigenartig wie alle Sitten sind auch die Begräbnis- und Totenfeiern. Die Weißen Lo-lo in Kueitschou treiben einen regelrechten Ahnenkult, den sie von den Chinesen entlehnt zu haben scheinen. Beim Toten wird von Familienmitgliedern nächtliche Wache gehalten. Am frühen Morgen wird ein Ochse geschlachtet, mit dessen Blut der Zauberer den Toten bespritzt und die Geister anruft. Dann wird der Tote in einen Sarg gelegt. Über gekreuzte Stäbe legt man dann einen anderen Stab und bindet ein junges Lamm daran. Die Familienmitglieder verbeugen sich vor dem Lamm, schlagen es dreimal mit einem Holz, dann wird es vom Zauberer geschlachtet, der Herz und Lunge herausnimmt und dem Toten reicht. Am nächsten Tag wird ein feierliches Totenmahl gehalten. Nach drei Tagen finden sich alle Verwandten am offenen Grabe ein, und zwei dem Toten nächstverwandte männliche Trauergäste stellen sich mit dem Rücken an die Grabenden und werfen sich über das

Grab hinweg ein Stückchen Holz zu. Nun wird das Grab zugeschaufelt. Das Holz wird in ein Bambusröhrchen gelegt und in der Nähe des Hauses auf einem kleinen Graspolster aufbewahrt. Jährlich verbrennt man am Todestage ein wenig von dem Heu. Nach fünf Jahren wird dann das alte Röhrchen verbrannt, das Seelenholz in ein neues gegeben und im Ahnenschrein feierlich beigesetzt. Früher haben die Weißen Lo-lo ihre Toten in Kuh- oder Pferdehäute gewickelt und verbrannt. Bei den Sway-si-Miau wird am Begräbnistag ein Wasserbüffel mit gewürztem Wasser getränkt und dann zu Ehren des Toten geschlachtet. Doch nur die Brühe wird getrunken, Fleisch und Eingeweide gehören den Geistern und den Gästen. Die Tschun-gia benutzen bei ihren Totenfeierlichkeiten uralte Messingtrommeln, die als heiliges und gemeinsames Stammesgut gelten. Auch sie verbrannten früher ihre Toten und setzten die Aschenurnen unter einem Erdhügel bei, während sie heute — wahrscheinlich durch chinesischen Einfluß — die Verstorbenen in Särgen beerdigen.

Es konnten hier nur einige besonders eigenartige Gebräuche angeführt werden. Völkerkundlern steht in Südwestchina ein großes Arbeitsfeld offen, und es wäre zu wünschen, daß noch größere und umfassendere Sammlungen und Studien über diese uralten Völkchen zustande kämen, ehe diese völlig in das Chinesentum eingeschmolzen sind.

CHINA VOR DER KONJUNKTURWENDE?

VON FRIEDRICH OTTE

Wenn man eine These wie diese: „China vor der Konjunkturwende?" mit einem Fragezeichen aufstellt, so kann man das natürlich nur mit starken Einschränkungen tun und eine solche These auch nur recht bedingungsweise verteidigen, denn China ist kein eigentliches Konjunkturland, d. h. kein Land, in dem ein Konjunkturzyklus über Angebot und Nachfrage entscheidet, — aufbauend auf den menschlichen Bedürfnissen. Für die Masse der Bevölkerung, nämlich 75 v. H. Bauern und weitere 15—20 v. H. von dieser Bauernbevölkerung unmittelbar abhängiger Gewerbetreibender, gibt es nur eine Erntekonjunktur; weshalb der Chinese auch mehr an das Dau (Naturgesetz nach Hu Schï) als an menschliche Willenskonstruktionen glaubt bzw. bisher glaubte.

Der Zweck dieser kurzen Abhandlung ist nur der, einem unbegründeten Pessimismus entgegenzutreten, so wie er sich letzthin wieder breitmacht, und der in der Tat auch jeden leicht ergreifen kann, ja muß, der sich lediglich nach den politischen Ereignissen und nach den sichtbarsten kurzfristigen Wirtschaftsvorgängen in China orientiert, als da sind: kommunistische Agrarunruhen seit 1926 (Höhepunkt 1930, Beseitigung der Gefahr Ende 1934), oder Naturkatastrophen, wie: Hungerjahr infolge von Trockenheit in den Nordprovinzen 1929/30, Yangtseüberschwemmungen 1931 und 1935, Huanghoüberschwemmungen Sommer 1935; dazu Zwistigkeiten und Gruppenkämpfe im Innern, die sich wirtschaftlich auswirken, ähnlich außenpolitische Schwierigkeiten, die tiefe wirtschaftliche Wunden hinterlassen, wie die mandschurisch-